



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 279.

Dienstag, 30. November

1926.

Auf dem Eulenhof.

Roman von Richard Benz.

(Nachdruck verboten.)

(19. Fortsetzung.)

Aber keiner ahnte die Qual von Elisens Heimlichkeit. Jene bestürzenden Geständnisse des Vaters mußten ja doch tief in ihr verschlossen bleiben. Niemand durfte wissen, wer Jakob eigentlich war, nicht einmal er selber, und kein hartes Wort durfte jemals Heinrichs Mund entriegeln, daß er die Schuld ihres toten Vaters ausruhe. Sogar mit ihm selber scheute sie sich darüber zu sprechen. Sie hatte ihm einmal nur angedeutet, daß sie vom Vater um Jakobs Herkunft wisse, daß auch der Vorsteher darüber unterrichtet, aber zum Stillschweigen verpflichtet worden sei, sie hatte ihm auch gesagt, daß der Sterbende die Schuld an Ferdinands Tod auf sich genommen und gewünscht habe, sie sollten auf dem Eulenhof in Frieden leben. Dann aber war nie wieder darüber gesprochen worden.

Doch in dem furchtbaren Zwiespalt, einerseits den Ruf Heinrichs von unschuldig extragenem Schimpf zu befreien und andererseits des Vaters Grab vor Entehrung zu bewahren, litt sie seelische Folterqualen. Zwar wußte Heinrich ja nicht, welches übermenschliche Opfer sie dem Toren gelobt und welche selbstvernichtende Sühne der Eulenhöfer auf sich genommen hätte: er dachte allerhöchstens an ein Geständnis geringer Mitschuld, an den Schwur vor Gericht, der zu seinen eigenen Gunsten etwas verschwiegen hatte; aber eine Selbstbeichtigung, die eine so grenzenlose Vernichtung der eigenen Ehre war, die wäre ihm bei einem Eulenhöfer unfassbar gewesen, auch wenn Elise sich dafür verschworen hätte.

Aber das durch diese Heimlichkeit bedingte Verhalten Elisens wob nun ein neues Verhängnis über ihr. Und wieder fühlte sie sich in einen tiefen Zwiespalt gestellt. Heinrich glaubte in ihrer Freundlichkeit nicht nur ein verstehende Verzeihen zu sehen, sondern deutete sie gar als eine beginnende Reizung, die es ihr möglich machen werde, nun endlich doch noch des Vaters liebsten Wunsch zu erfüllen und seine Frau zu werden. Da galt es für ihn also, Gewißheit zu bekommen. Und als das halbe Jahr der tiefsten Trauer um war, da fragte er sie. Aber sie konnte ihm keine Hoffnung geben. Sie sei ganz ausgelöhnt mit ihm, sagte sie; aber wo ein Haß ausgeräumt sei, da müsse deshalb noch keine Liebe heimisch werden.

„Sieh, Heinrich“, sagte sie, „mein Vater hat darin ja anders gedacht als ich, und der mußte anders denken; denn die Zukunft des Hofes war davon abhängig. Aber niemand kann doch gegen sich selber. Oder er geht dabei zugrunde. Was der Vater dachte und erstrebte, das ist für mein Empfinden doch nur etwas Außerliches, und die Liebe, Heinrich, muß die nicht etwas ganz Innerliches sein.“

„Aber, Elis, ich hab dich doch so gern“, entgegnete er im Gefühl einer leisen Hoffnung.

Doch Elis antwortete ihm nicht. Sie blickte träumend in die Ferne, wo die tiefblaue Dämmerung eines Juliabends sich auf die Felder senkte. Da stieg leicht ein Wind in die blühende Linde, und mit einer Welle von Honigduft reaneten die abgestorbenen gelben

Blütenteilchen hernieder ihr in Schoß und Haar. Da wachte sie auf aus ihren Träumen und sagte:

„Ich möchte dir etwas Gutes tun, Heinrich, ich hatte sogar geglaubt, daß es in mir auch noch zu etwas anderem reiche; aber ich weiß nicht, was mein Herz will. So oft ich es frage, es bleibt stumm.“

„Was gefällt dir denn nicht an mir? Ich will mich ja in allem nach dir richten.“

„Das ist ja alles so vergeblich, Heinrich. Es bleibt etwas unerfüllt in mir; ich weiß selber nicht, was. Geh, laß es uns begraben, was nicht wachsen will.“

„Dein ganzes Unglück ist, daß der Jakob im Ungewissen über sich bleiben muß. Das hat dich festgebunden, und so lang kannst du dich nit rühren.“

„Und wenn's so wäre, Heinrich, du weißt, daß daran nichts zu ändern ist, daß das ganz geheim bleiben muß. Laß nur ja kein Wort davon laut werden. Wenn du mich gern hast, wie du sagst, dann tu mir nur dies eine niemals an: ich könnte es nicht überstehen.“

„Ob wir's so überstehen, Elis, ich glaub's nit.“
Doch sie konnte ihm unmöglich eine befreiende Antwort geben.

20.

Fast den ganzen Januar hatte die Mosel in einem schimmernden Eispanser dagelegen. Nun war mit dem Südwind auf einmal Tauwetter ins Tal gekommen, und man mußte sich auf einen schweren Eisgang gefaßt machen. In besorgter Hast räumten die Bewohner der Uferstraße ihre Keller und Erdgeschosse aus, leerten das Notdürftigste für den Fall einer plötzlichen Flucht zusammen und standen nun in der Nacht am Fluße, dem jernen Dröhnen der berstenden Eismassen lauschend. Dazwischen krachten die Sprengschüsse am Suttiger Kopf, wo die Pioniere schon vom Morgen an damit beschäftigt waren, den Fluß vom Eise zu befreien und einen Durchgang für die Schollen zu schaffen.

Immer drohender wälzte sich das donnernde Unheil heran. Die Schollen schoben sich knirschend und brechend übereinander und türmten sich an den Pfeilern des Eisenbahnviaduktes hoch empor. Das Wasser stieg besänftigend schnell; denn das ganze Klüßbett war im Augenblick vom Eise verstaubt. Schon stürzten rauschende Bäche in die Kellerlufen ein, da begann die Stauung sich zu bewegen, und die Überschwemmungsgefahr hatte sich abgewandt.

Aber nun die Häuser am Ufer! Das alte Hüttchen der Weichenstellersleute! Man war noch nicht ordentlich auf das ihm drohende Unheil aufmerksam geworden, da stiegen die wirbelnden Schollen bereits schütternd an seine Fachwerkmauern. Nun barst eine von ihnen krachend in Stücke und hemmte den nachdringenden ihren immer rasender werdenden Lauf. In ein paar Minuten waren sie bis an die Fenster aufgestapelt, die Scheiben klrten, und ein furchtbarer Hilfschrei gelte in die Nacht.

Es war unmöglich, das zwischen Hüttchen und Land treibende Eis zu überpringen. Aber dort am Eichhaus hängen ja die Brandleiter! Die längste würde sicher reichen, wenn man sie zu einer Brücke hinüberstülzte.

„Nun liegt die Leiter mit der Spitze auf dem niedrigen Dach. Aber wie soll man in das Innere des Häuschens kommen. Nirgends ist ein Fenster im Schiefer.“
Da klettert einer fakenartig auf Händen und Füßen hinüber.

„Der Kösters Hein!“ ruft es und raunt es.
Jetzt ist er drüben. Er hoßt auf dem Dache und umklammert den Schornstein. Nun hämmert er hastig mit seinem Schuhabsatz den Schiefer zu Stücken, reißt ihn auf, die Latten krachen, und er ist unter dem Dach verschwunden.

Sein Beispiel spornt an. Noch ein anderer folgt. Der Fährmann Kuland, der sich im Franzosenkrieg das Eisenerne Kreuz geholt hat. Man wartet mit pochendem Atem; aber in dem Augenblick, da die anprallenden Schollen die Giebelwand des Hüttchens einrennen, sind die beiden Männer wieder auf der schwankenden Leiter und tragen nun aufrechtgehend, langsam Fuß vor Fuß auf die Speichen segnend, die Last der ohnmächtig gewordenen Frau ans Ufer. Eben ruft auch das Dach, da lassen sie die Gerettete in die redenden Hände der am Ufer Stehenden gleiten.

„Das war ein braves Werk, Köster“, sagt einer aus der Schar.

Es war der Kronenwirt, der ihm noch vor drei Jahren höhnisch das Gastrecht verwehrt hatte. Und die sich damals schadensroh mit den Ellenbogen angestoßen hatten, umstanden ihn jetzt voll Bewunderung seiner mutigen Tat.

Von dem Tage an hatte er seine Geltung im Flecken. Keiner hätte gewagt, noch einmal verächtlich über ihn die Achsel zu zucken; seine Schande war im Gedächtnis der Leute wie ausgelöscht. Und ganz selbstverständlich erschien es nun den meisten, daß er einmal Besitzer des Eulenhofs würde, die Elise hielt ihn doch nicht umsonst so lange fest. Und man gönnte es ihm auch; denn er war doch ein viel umgänglicherer Mensch als der Eichholz gewesen war, er fühlte und bewährte sich doch als Mitbürger. Viel mehr als der Jakob, dem es sicher nur immer darum gegangen wäre, seinem Herrn nach den Augen zu leben und so dessen Gunst zu gewinnen. Jetzt schiene der den Heinrich sogar um sein Ansehen zu beneiden; denn niemals sähe man die beiden beieinander, jeder ginge seine eigenen Wege.

Am ersten Passionssonntag hielt ein Geistlicher aus Kaiserswerth in der alten Kirche eine Gastpredigt. Er sprach über die Nachfolge Christi und schilderte dabei mit eindringlichen Worten das Leben und Wirken der Diakonissinnen, die aus der Kaiserswerther Anstalt hervorgingen und eine segensreiche Tätigkeit in den Rheinlanden entfalteten.

Der Ruf eines machtvollen Redners war dem Prediger vorausgegangen, und so hatte sich das Gotteshaus bis auf den letzten Platz gefüllt. Auch Elise war unter den andächtigen Zuhörern, und nie hatte sie sich von einer Predigt so tief ergriffen gefühlt wie von dieser.

Wie Samenkörner im Schoß fruchtbarer Ackererde, so hatten die Worte des Mannes mit dem gütigen Prophetenanzich in ihrem Herzen einen empfänglichen Boden gefunden. Die Leidenszeit Christi erschien ihr vorbildlich für das eigene Leben, und der Weg, den ihr der Geistliche wies, würde sie aus aller Herzenswirrniss zu einem beglückenden Frieden führen.

Als das Ausgangslied „So nimm“ denn meine Hände!“ verklungen war, stand in ihr der Plan fest, Krankenschwester zu werden. Damit aber nicht wieder Heimgedanken sie ihrem Vorsatz untreu machten, ging sie sogleich aus der Kirche zum Gemeindevorsteher als dem Sachverwalter des Eulenhofs, um mit ihm die weiteren Dinge zu beraten.

Es war das erstemal, daß sie den Alten in seinem Hause aufsuchte, denn wenn sie früher etwas mit ihm zu besprechen gehabt hatte, war er stets ungesäumt zum Eulenhof gekommen. Gerade hatte er seinen Zylinderhut in den Schrank gesetzt, da klopfte es, und ein Blick höchsten Erstaunens traf die Eintretende.

„Elischen? — Das ist mir aber ein prächtiger Sonntagsbesuch.“

Sie reichte ihm die Hand und steuerte sogleich auf ihr Anliegen zu. Doch hatte sie noch nicht ausgerebet, da schüttelte er seinen weißhaarigen Kopf und sagte:

„So lang ich leb, darf mir so was nit passieren. Dafür bist du mir viel zu schad. Das schönste Bauernmädchen, was ich in meinem Leben gesehen hab, und das will von daheim fort und ins Kloster gehen?! Elischen, denk mal, was dazu dein Vater selig gesagt hatt.“

„Ich weiß aber keinen anderen Ausweg mehr, Herr Vorsteher, und dieser wär mir noch einer, wo ich ein Glück drauf finden könnt.“

„Und der Eulenhof? Um den sich dein Vater selig Zeit seines Lebens die Sorgen gemacht hat?“

„Der Jakob wär ja drauf.“

„Du weißt, was in dem Testament steht. Nur für den Fall, daß du mal nit mehr da wärst, soll der Jakob wissen, wie es um ihn steht. Und was mit dir und dem Heinrich werden soll, das weißt du auch.“

„Ich kann aber keine Frau nicht werden.“

„Das sagst du für den Augenblick. Laß mal die Zeit alles geheilt haben, dann sagst du anders, und dann hat der Hof seine schönste Ordnung.“

„Wenn nun die beiden tauschen täten? Wenn der Jakob auf dem Hof blieb und der Heinrich sich die Äder auf dem Brüdstück nahm? Dann ist ja ein Eichholz auf dem Hof.“

„Das ist gegen das Testament, und dazu hat keiner 'n Recht. Ich am allerwenigsten, weil ich's zu verantworten hab. Und was täten erst die Leut sagen? Darin haben wir doch auch an deinen Vater selig zu denken.“

„Daran hatte ich zwar nicht gedacht“, jagte Elise entmutigt.

„Und es gäb Malheur mit den Zweien, da verlaß dich drauf. Das dürfen wir aber dem Toten um alle Welt nit antun.“
(Fortsetzung folgt.)

Der Wunderhut.

Von Heinrich Heis.

In den engen Gassen der Vorstadt bei einem Trödler, wo er für billiges Geld ein paar Bilder oder Stiche als Schmutz seiner Stube erwerben wollte, hatte der junge Mann den schmutzigen alten Hut entdeckt und er wußte selbst nicht recht, wodurch eigentlich dieser Hut ihm aufgefallen war, denn es war ein schäbiger, abgegriffener und ganz verklebter Filz; aber der Trödler verlangte nur wenige Groschen dafür, und in dem beschmutzten, fettigen Futter standen seltsame, halbverwischte Zeichen wie von irgend einer Zauberschrift. Der junge Mann verspürte eine Ahnung, daß es mit dem schäbigen Hut geheime Bewandnis haben müsse, und weil er ein Träumer war, so nüchtern er auch im Kontor alltäglich seine Dienststunden herunterließ, stellte er sich vor, daß der alte Filz ihn in eine fremde Wunderwelt einführen werde, daß er Glück vielleicht, Ansehen oder Liebe damit gewinnen könnte, und er zahlte den geforderten geringen Preis. Daheim nahm er den zerknüllten Hut aus dem Papier, besah ihn genau, fand nichts anderes als Flecke und Knide und die krausen, fremden Schriftzeichen, deren dunklen Sinn er nicht zu enträtseln verstand.

Er trug den Hut auf seinen abendlichen Spaziergängen und spähte neugierig aus, ob nun unter dem Zwang der geheimen Zauberschrift das Glück sich in irgend einer Gestalt ihm nahen werde. Doch soviel er suchte, er entdeckte keinen Schatz, er erweckte keine Bewunderung bei den Leuten, eher etwas wie mitleidig spöttisches Lächeln über einen so alten, schmutzigen und zerlumpten Hut. Selbst seine kleine blonde und immer lustige Freundin zeigte nur Verdruß und tadelte ihn der Nachlässigkeit, als beabsichtige er mit dem schäbigen zerknüllten Filz sie zu mißachten und zu tranken; und da er, sie zu versöhnen, sein Geheimnis preisgab, verachtete sie seinen wunderlichen Einfall, daß er enttäuscht und ärgerlich verstimmt den Hut beiseite legte und mit seiner Sehnsucht nach fremden, geheimnisvollen Dingen sich selber nichtig und töricht erschien.

Eines Abends aber, als heftiger Regen ihn in der Stube zurückhielt und er unwissend, wie die Zeit zu vertreiben, von Langeweile geplagt wurde, holte er den alten Hut wieder hervor, drehte ihn in den Fingern, stülpte ihn auf den Kopf, während er zugleich mit Sehnsucht der Freundin gedachte, die ihm über die leeren Stunden wohl fröhlich hätte hinweghelfen können. Und schon sah er sie plötzlich vor sich, so nahe, wie mit

Händen zu greifen, sah ihr Alter, sie selbst am Häutlich, eine kleine Stirn im Schweiß, und sie rißte ihn helleren Blick. Er rief sie an und glaubte ihre Antwort zu hören mit dem gewohnten singenden Ton ihrer Stimme. Es war, als sei sie ganz unverleht bei ihm in seiner Stube, und in raschem Überlegen, daß sie den gerumpften Fils nicht an ihm leiden möge, riß er den Hut vom Kopf. Da war das Bild zerfloßen, er stand verwundert und traurig, und erst als er den Hut wieder in die Haare drückte, sah er die Freundin wie zuvor mit lächelnder Zärtlichkeit, vlog Zwißsprache und verstoblenen Tausch der Blicke. Eine große Freude kam über ihn, denn er beariff, daß ihn keine Ahnung von der Zauberkraft des Hutes nicht getäuscht, und daß er durch Zufall nun das schon aufgebene Geheimnis entdeckt hatte.

Sogleich entschloß er sich zu einer zweiten, schwierigeren Probe. Er erinnerte sich eines Freundes, den er seit Jahren nicht wiedergesehen, der in einer fernen Stadt lebte, sich nach Empfang einer kleinen Erbschaft vermählt hatte und mit der Jugendgeliebten nun ein glücklich-zufriedenes Dasein führte. Schon sah er ein Zimmer, darin zwei Menschen traulich vereint an einem runden Tisch beieinander saßen, und der Freund, wie überrascht, blickte auf und machte zugleich eine Gebärde nach seiner Gattin hin, als wolle er sie vorstellen; und auch sie, den Kopf kurz aufrichtend, nickte leicht und schaute den Fremden an mit lächelnden und verwunderten Augen.

Ganz verwirrt wurde der junge Mann von diesem fest-samen Erleben, und er nahm den Hut ab, betrachtete ihn aufs neue, hielt ihn fast zärtlich zwischen den Fingern. Er grübelte und sann, wen von einstigen Bekannten er in diesem Zauberspiegel entdecken wollte, stellte sich ihr Bild in der Erinnerung vor und sah sie leibhaftig sich gegenüberstehen, wenn der Hut seinen Kopf berührte. Das wunderliche Spiel trieb er eine Weile fort, bis er müde wurde und sich niederlegte, ohne doch Schlaf zu finden in der nachklingenden Erregung und im Erhaschen von immer neuen Gedanken.

Was ihm an Freizeit übrig blieb, widmete er nun der Beschäftigung mit den wunderbaren Bildern und Gestalten, die der alte Hut ihm zeigte. Sein Geheimnis aber bewahrte er in strenger Verschwiegenheit, gleichsam aus Furcht, der Zauber werde seine Kraft verlieren, wenn andere davon Kenntnis hätten. Er ertrug selbst die Eifersucht der Freundin, die sich beklagte, daß er so selten nur den Weg zu ihr fand, und an seiner Treue zu zweifeln begann; er verbrachte die Dienststunden wie im Traum, immer in der Vorfreude neuer und seltsamer Erscheinungen des Abends. Und weil sein geringes Vermögen, sein spärlicher Gehalt ihn abhielt von Reisen weit-hin durch die Welt, nach denen er Verlangen trug, fing er an, sich fremde Länder aus der Phantasie hervorzuzaubern, wanderte gemächlich durch die Äder und Felder vor der Stadt und sah zugleich brausende Meere, dunkle Wälder, wiegende Palmen unter glühendem Sonnenhimmel, steil aufstrebende Türme, leuchtende Minarets. Immer drängender wurden seine Gedanken, und er fand ihr Spiegelbild durch die Zauberkraft des alten Hutes. Jetzt war eine riesige Eismüste vor ihm, sadige Klüfte aufgetürmt von kaltem Weiß, glutrote Sonne wie eine Kugel am grauen Firmament, in schmalen Wasserinnen tauchende Kobben, Eisbären tappten schwer-fällig über Schläufe und Gründe von Eis. Dann wieder eine Flucht von gelben, welligen Sanddünen, ein Himmel von uner-bittlich sengendem Blau Karawanen suchten den Weg durch Mühsal und Durst der Wüste; und üppig wucherte das Grün, rieselsten Quellen in buntblühender Pracht der Oase. Mit Riesenstämmen wuchs dichtschattender Wald, durchzogen von einem undurchdringlichen Gewirr von Buschwerk und kletternden Lianen, heran wehte ein fremdartiger, süß berauschender Duft. In hochstrebendem Niedergas weideten Büffelherden, Reiter jagten auf kleinen, struppigen Pferden. An blauem Fluß erhoben sich Städte, spiegelten Türme und Zinnen im klaren Wasser, in den Straßen tummelte sich ein Gedränge von dunkelhäutigen, hastigen Menschen, dazwischen der gemessene stampfende Schritt der hohen, mit Gold und Silber aufge-säumten Elefanten.

Jeder Abend, den er im Streifen und Träumen so ver-brachte, führte dem Träger des Hutes mit neuen Gedanken neue Wunder zu. Rings um die Erde wanderte seine Sehnsucht und fand Erfüllung in wechselnden, farbenbunten Bil- dern, als sei kein Ort, dahin er nicht gelangen könne, keine Ferne, die vor der Wunderkraft des schmutzigen und zerfäul- ten Filzes sich nicht erschließe. Immer lässiger wurde seine Arbeit im Dienst, immer spärlicher sein Zusammentreffen mit der mißtraulichen und gekränkten Freundin, aber ihn küm- mernte weder Tadel noch Vorwurf, wußte er doch, wie leicht die Flucht aus der nüchtern-alltäglichen Welt ihm werde, wenn er sich fernetrunk in märchenhafte Wunderreiche hinüber- gauckeln ließ. Endlich, da ihm schien, er habe die Erde rund durchgemessen, den Pol gesehen und die Wüste, Urwald und

Steppe, blickte den Menschen wie den Chinesen, griff sein un- sätliches Verlangen nach, aber den Schreier hinaus, in seine Gedanken vorang der Wunsch einer Fahrt durch den Himmels- raum; und schon fühlte er sich aufgehoben, gleiten, wie von aller Schwere befreit, in rasender, immer wachsender Ge- schwindigkeit. Er meinte den Witzzug kaum ertragen zu können, der ihm schneidend, dröhnend an den Ohren vorbeis- schlug, die Augen hielt er festgeschloffen, die Hände verkrampft, wie halt zu fassen in dem treisenden Wirbel. Um ihn her wuchs die Unendlichkeit, ein hallender, durchbrauster Raum, von einem so ungeheuren Lichte flammend, daß es seine ge- schlossenen Lider versengte, eine riesenhafte Weite fühlte er, die ihn zerrte und stieß wie einen sinnlos gewirbelten Ball, die zugleich auf ihn eindrang und von ihm zurückwich und seine Seele mit niegekanntem Grausen erfüllte. Tödliche Angst zerpökte ihm die Brust, darin der Atem sich staute, mit jedem Herzschlag fürchtete er, von der ungeheuren Kraft, die ihn fortzuschleuderte, zerrissen und in Staub zermalmt zu werden. Mit dem letzten Aufwand des Willens, wie ihm die Sinne schon vergehen wollten, griff er nach dem Hut, riß ihn vom Kopf, den wilden, schauerlichen Traum zu enden und zurückzu- finden in das stille Feld seines Abendganges. Indem er den Hut mit heftigem Schwunge von sich warf, fühlte er einen scharfen Stok wie lähen Aufprall, schwankte nach Haft, tastete umher mit großen, staunenden Augen und sah die Abendland- schaft unter ersten Mondstrahlen hingebreitet in so schweigend- beschaulicher Ruhe, daß die dunklen Felsen wirrer Traumge- stalten schnell aus der Erinnerung verflatterten.

Nun erst gefaßt, befann er sich des Hutes, den er in Er- regung und Schreden fortgeschleudert, und gewahrte, daß er dicht am Rand eines Baches stand, der mit kleinen gelben Strudeln den alten Fils ergriffen und ihn schon ein gutes Stück talwärts getrieben hatte. Das riß ihn aus dem Nach- denken auf, hastig kletterte der jetzt ganz Ernüchterte den schmalen Uferhang nieder, stolperte über Geröll und wuchern- des Krüppelgewächs; aber immer, da er den Hut im Wasser zu ergreifen meinte, war er schon wieder von den Wellen fort- gewirbelt. Wie höhnisch wartend blieb er noch an einer Ast- spitze hängen, bis er vor der greifenden Hand sich löste, in einem gurgelnden Strudel unterging und spurlos in schlam- miger Tiefe verschwand.

Das war nun auch gewiß sehr töricht und unbesonnen, mit einem Wunderhut so leichtfertig zu verfahren. Und der junge Mann wurde traurig, es dünkte ihn nicht anders, als habe er seinen liebsten Freund verloren mit dem schmutzigen, zerrup- ten und fleckigen Fils, der ihm doch gar kostbar gewesen. Er wußte, jetzt waren die bunten Träume ausgeträumt und blieb ihm nichts übrig, als zurückzukehren in die verschmälte, nüch- terne Alltagswelt; daß sein größerer Eifer in der Dienst aner- kannt wurde, daß er mit der kleinen blonden Freundin bald Veröhnung hielt, linderte seinen Kummer wohl, aber konnte ihn nicht vergessen machen. Einen Hut wie jenen, den er leichtsinnig verschert, würde er doch niemals mehr finden, auch wenn er einen viel höheren Preis dafür zahlte. Noch nach vielen Jahren, da er im Dienst befördert, glücklich ver- heiratet und in wohlbehaglichen Lebensumständen, hat er die alte Sehnsucht nicht in sich ausgelöscht. Er ist oftmals noch durch die engen Gassen der Vorstadt geschledert, hat bei dem Trödler nachgeforscht und bei alten Trödlern und Krämern in den dunklen, verstaubten Läden, ein zweiter Wunderhut, so zauberkräftig wie der verlorene, kam ihm nimmer zu Gesicht.

○○○ Scherz und Spott ○○○

Vom lustigen Dunkel Sam.

Feine Leute. „Haben Sie Erfahrungen mit Kindern?“ fragt die Dame das neue Mädchen. — „Nein, Madame“, erwidert diese. „Ich habe immer bei feinen Leuten gedient.“

Er kennt sich aus. Der kleine Johann begleitet die Mama beim Schuheinkauf. Als der Verkäufer mit dem Anprobieren beginnt, sagt er: „Die ersten zehn Paar Schuhe brauchen Sie erst gar nicht zu zeigen, die nimmt sie doch nicht.“

Kostspielige Sache. „Bevor ich Sie traue“, sagt der Standesbeamte zu der Filmschauspielerin, „muß ich nach der Verordnung des Gesetzes erst ihre früheren Heiraten auf- nehmen.“ — „Um Gotteswillen!“ ruft der künftige Gatte, „und unten wartet der Taxameter!“

Moderne Hindernisse. „Du mußt jetzt auch endlich Geld verdienen“, sagt der Vater zum Sohne. „In deinem Alter arbeitete ich für drei Dollar die Woche in einem Geschäft, und nach fünf Jahren kaufte ich mir einen eigenen Laden.“ — „Das geht heute nicht mehr“, erwidert der Sohn nachdenklich. „Jetzt hat man Registriertassen.“

Was die Hausfrau nicht mehr tun darf.

Wir leben in einer Zeit, in der äußerste Sparsamkeit in jeder Beziehung geboten ist. Spariam muß die Hausfrau umgeben mit der Zeit, mit den kostbaren Brennstoffen, mit den Nährstoffen. Vieles, was früher üblich war, muß jetzt unterbleiben.

Unsere Mütter brühten den Reis vor der Zubereitung. Wir wissen daß auf diese Weise kostbare Nährstoffe verloren gehen und waschen ihn nur mit kaltem Wasser ab. Früher hielt man auch den Kohl für ungekocht der nicht abgebrüht war. Mit dem Wasser, das man fortgeschüttete, gingen aber mehr als 10 Prozent des Nährwertes verloren. Will man das Gemüse recht wohlschmeckend und nahrhaft erhalten, so muß man es mehr dämpfen als kochen. Zu diesem Zweck überzieht man es mit nur wenig Wasser, dem Salz beigefügt ist. Dängt es an zu kochen zieht man es vom starken Feuer zurück und läßt es langsam gar dämpfen.

Gemüse muß Fettzusak erhalten. Aber nicht jedes Gemüse darf gleich behandelt werden. Während alle Kohlsorten reichlichen Fettzusak vertragen werden Kohlrabi Kohlrüben und Mohrrüben wenn sie lange in Fett kochen schwer verdaulich. Es ist richtiger, das Gemüse mit wenig Wasser weich zu dämpfen und zum Schluß etwas Mehl darüber zu streuen und dann Fett zuzusetzen.

Bei vielen älteren Hausfrauen findet man noch den Brauch Fleischbrühen abzuschäumen. Der graue Schaum, welcher beim Kochen entsteht ist kein Schmutz der entfernt werden muß sondern er enthält die wichtigsten Bestandteile der Fleischbrühe. Er besteht nämlich aus vielen geronnenen kleinen Eiweißteilchen und diese wertvollen Nährstoffe dürfen nicht fortgeschüttet werden.

Daß auch die wohlfeile Magermilch sehr viel Eiweiß enthält, beachten viele Hausfrauen zu wenig, sonst würden sie sie häufiger in der Küche verwenden.

Gemüse das gepunkt werden soll, wird vorher abgewaschen. Wir können nicht nur die Finger durch dieses Verfahren sondern erhalten kostbare Nährstoffe, die verschwendet werden, wenn das Gemüse nach dem Waschen gewaschen wird. Auch Obst das zu Kompott oder Marmeladen verwendet werden soll, wird vor dem Schälen oder Entkernen gereinigt. Da die Schalen am reichsten an Vitaminen sind, so entfernt man sie nur wo es wirklich nötig ist. Und da rohe Nahrungsmittel die Vitamine am reinsten erhalten bringt die kluge und sparsame Hausfrau auch reichlich Rohkost auf den Tisch. Sie wart dadurch Feuerung und erübrigt die Zeit die sie früher auf das Kochen verwenden mußte für andere notwendige Arbeiten. Der Abendtisch, auf welchem Schwarzbrot Butter und Käse stehen, als Zutat Tomaten, Obst und Nüsse, als Getränk Milch macht der Hausfrau geringe Mühe, befolgt auch ihre Wirtschaftskasse nicht zu stark und bietet ein belohnendes und nahrhaftes Nacht Mahl.

Cläre Wirta.

Die Pflege der Haut im Winter.

(Wie man sich bis ins hohe Alter eine frische Haut bewahrt. — Wie man Frost-Hände vermeidet. — Behandlung von Muttermalen.)

Im Winter erfordert die Haut der Frau, soweit sie den Einwirkungen kalter und nasser Luft ausgesetzt ist, besonderer Pflege, die nicht nur ein Schönheitsmittel ist, sondern auch eine notwendige Vorschrift, wenn die Frau daran denken will, bis ins hohe Alter sich eine elastische Haut im Gesicht und auf den Händen zu bewahren. Nichts trägt zur Runzel- und Faltenbildung im späteren Alter mehr bei, als wenn in der Jugend die Haut in der rauhen Jahreszeit besonders vernachlässigt worden ist und die Vernachlässigung der Hände rächt sich bis ins hohe Greisenalter, denn es ist nur sehr schwer roterfrostene Hände wieder in Ordnung zu bekommen. Die Pflege der Haut im Winter ist schon darum jedem möglich, weil sie nur sehr geringe Maßnahmen erforderlich macht. Als Hauptregel merke man sich daß sowohl das Gesicht als auch die Hände gut trocken sein müssen wenn man an die Luft geht. Für die Hände ist ein warmer und weicher, vor allen Dingen aber nicht zu enger Handschuh erforderlich da ein enger Ledershandschuh zwar vorübergehend den Eindruck einer kleinen Hand erweckt aber auf der anderen Seite die Blutzirkulation verhindert und dadurch der Kälte Einwirkungen ermäßigt, die in Frostbeulen oder in rissigen, roten, aufgesprungenen

Händen sich bemerkbar machen. Nach dem Waschen ist ein Einreiben der Hände mit Creme oder einem ähnlichen Hautpflegemittel erforderlich, aber ebenso notwendig ist es, dafür zu sorgen, daß das Hautpflegemittel völlig getrocknet ist, bevor man sich auf die Straße begibt. Das gleiche gilt für das Gesicht. Das Gesicht ist schuklos Wind und Wetter preisgegeben und muß besonders dadurch gepflegt werden, daß die Haut wenig gereizt wird. Waschungen mit sehr warmem oder sehr kaltem Wasser oder mit scharfer Seife sind besonders im Winter streng zu vermeiden. Nach dem Waschen ist leichte Anwendung eines Cremes rasam und zur völligen Austrocknung der Haut muß das Gesicht schwach gepudert werden. Vor allen Dingen vermeide man den scharfen Wechsel von Kälte und Warm. Aber auch abgesehen vom Winter ist die Pflege der Haut von größter Bedeutung. Die Gesundheitsmaßregeln, die befolgt werden müssen sind solche, die der gesunde Menschenverstand vorschreibt. Vor allen Dingen muß man daran denken, daß die Haut ein Bestandteil des Körpers ist und daß ihr Zustand von dem Stoffwechsel des Körpers in erster Reihe abhängt. Man vermeide Verstopfung, womöglich durch passende Ernährung. Die Nahrung muß auch genügend sein. Der übermäßige Genuß von Kaffee, Tee und Alkohol ist schädlich für die Hautfarbe. Fasten oder Runzeln können nicht beseitigt werden. Sommerbrösten können nicht auf die Dauer entfernt werden. Graues Haar kann keine ursprüngliche Farbe nicht wiedererlangen. Haarfärbungsmittel wirken oft schädlich. Dem Verlust der Haare kann oft Einhalt geboten werden. Pusteln oder Hautausschlag können geheilt werden doch nur ausnahmsweise durch Salben oder Pflastermittel allein. Es bedarf der Behandlung durch einen tüchtigen Arzt. Das Waschen der Haut die Anwendung von Bürsten zur Verschönerung des Teints und ähnliche Mittel schaden beim Hautausschlag wie auch bei anderen Hautkrankheiten mehr, als sie nützen. Die Haut verändert sich in den verschiedenen Lebensaltern. Es ist töricht zu erwarten daß man mit 50 Jahren denselben Teint hat wie mit 20 Jahren. Doch kann man mit 50 Jahren den besten Teint für dieses Alter haben, wenn man darauf achtet, daß der Körper richtig funktioniert und wenn man genügend Seife und Wasser verwendet. Von diesen einfachen Maßregeln abgesehen, gilt die Regel, daß die Haut um so besser ist, je weniger man sie behandelt, es sei denn, daß man an einer Hautkrankheit leidet. Muttermale dürfen nicht gereizt werden. Das Reizen der Male führt oft zur Krebskrankheit. Vergrößert sich das Muttermal oder färbt sich ein braunes dunkler, so muß es entfernt werden. Dieses kann auf verschiedene Weise geschehen. Nur der Arzt kennt die geeignete Methode. Man hüte sich vor Schmitten ziehenden Mitteln oder reizenden Salben. Man darf das Mal nicht drücken oder kratzen. Tut man dies, so kann man dadurch das Leben verkürzen. Wenn man in bezug auf die Pflege der Gesundheit, einschließlich der Haut und Hautkrankheiten mit derselben Umsicht handelte wie bei der Auswahl des Fleisches oder der Auswahl von Kleidern, so würde man dabei am Ende besser fahren und wahrscheinlich sehr viel Geld sparen.

Pfefferkuchenrezepte für das Weihnachtsfest.

Pfefferkuchen in Figuren oder langer Kastenform. 300 Gramm Honig, Kunsthonig oder Sirup heiß machen, 100 Gramm Margarine dazu tun, dann heiß in die Schüssel schütten und 100 Gramm Zucker dazu tun. Unter diesen hat man vorher die Gewürze gemischt: 1 Teelöffel gestoßene Nelken, 1 Teelöffel gestoßene Zimt, 1 Teelöffel Anis und 2 Teelöffel Rohwürze. Dann kommt ein großes Eiweiß oder zwei kleine, einige Tropfen Zitronenöl und das geschlagene Eiweiß darunter. Wenn alles gut verrührt ist, kommt 1 Pfund Mehl hinzu, in das man vorher 1 Päckchen Backpulver vermischt hat, und zuletzt knetet man den Teig mit der Hand durch. Der Kuchen, ob Figuren oder Kastenformen, darf nicht braun backen, weil er leicht brenzlich schmeckt. Die Kastenform von 1 Pfd Mehl muß bei gelinder Hitze 1 Stunde im Ofen stehen.

Einfacherer Pfefferkuchen. ¼ Pfund Honig, 1 Pfund Zucker, 2½ Pfund Mehl, 8 Gramm Pottasche, 8 Gramm Sirichhornsalz, 1 Stückchen Butter oder 2 Eßlöffel Gänsefett, 2 Eier, etwas Rosenwasser, Zucker, Honig, Wasser, Butter werden aufgekocht mit beliebigem Gewürz, der Hälfte des Mehles, Eiern, Sirichhornsalz und Pottasche (in Wasser aufgelöst, tüchtig verrührt). Am nächsten Tage wird das übrige Mehl dazu geknetet, die Masse ausgerollt, in Formen ausgeföhren und gebacken.